Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 87. Mittwoch, 30. März 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Mansfeld erschien und sagte ein wenig mürrisch, ein wenig von oben herab: „Guten Morgen!" Das war seit einigen Tagen so seine Art. Mißbilligend hatte er die gute Harmonie zwischen dem „Tippfräulein" und dem „Kontorburschen" konstatieren und allmählich einsehen müssen, daß seine Bemühungen, Helga Wendhus „näherzukommen", ziemlich aussichtslos waren. Seitdem hatte auch seine Galanterie ihr gegenüber merklich nachgelassen.

Unter den Briefen war einer, den Helga herausnahm und in ihre Schreibmappe legte.

Über der Arbeit vergaß sie ihre Sorgen und wurde erst zur Mittagspause wieder daran erinnert. Hatte dann auch merkwürdig schnell die Lösung bei der Hand. Unterkriegen lassen wollte sie sich nicht! Und Strafe mußte sein für ihre unrationelle Wirtschaft. Also würde sie sich bis zum ersten Juli mit einem kalten Mittagessen begnügen — das war zwar weniger angenehm, aber billiger. Und so blieb immer noch etwas übrig für das Frühstück und Abendbrot.

Im nächsten Monat würde sie es schlauer anfangen. Jede Ausgabe wurde notiert und vorher auf ihre Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit untersucht! Jawohl! Und den Mittagstisch bezahlte sie im Abonnement — da war er noch um zwei Mark billiger! Sparen hieß die Parole . . . sie war doch keine Millionärin!

Kaum war um fünf Uhr Mansfeld verschwunden, rief sie erschrocken aus:

„Herrgott! Richard, ich habe es im Trubel der Arbeit ja ganz vergessen — hier ist doch heute früh ein Brief für Sie gekommen!"

Richard wandte sich verwirrt ihr zu.

„Für — für mich?"

„Ja, bitte hier!"

Sie gab ihm den Brief. Er nahm ihn zögernd, als könne er noch nicht glauben, daß ihm jemand geschrieben habe. So lange er im Geschäft war, hatte er noch nie Post bekommen. Und nun sogar einen, bei dem die Adresse mit der Maschine geschrieben war. Ein Geschäftsbrief also scheinbar. Unsicher sah er ihn an.

„Was kann das sein, Fräulein Wendhus?" fragte er, ein wenig ängstlich.

Sie lachte.

„Ja aber, lieber Junge, ich kenne doch Ihre Korrespondenz nicht."

Er schien eine Unannehmlichkeit zu befürchten.

„Ich habe noch nie einen Brief bekommen . . . ins Geschäft wenigstens."

„Na, so öffnen Sie ihn doch, Dummerle, dann wissen Sie es ja gleich."

Er entschloß sich endlich dazu. Helga stand ein wenig abseits und beobachtete ihn gespannt. Zögernd griff er in den Umschlag, hielt eine Karte in der Hand . . . kalkbleich wurde sein Gesicht, gleich darauf schoß eine Blutwelle darüber hin. Er saß starr, ein Zittern überfiel ihn, ein Ton entpreßte sich seinen Lippen . . . unverständlich, unartikuliert.

„Was ist denn?" fragte sie neugierig. „Etwas Schlimmes? Sie zittern ja, Richard . . . was ist denn passiert?"

Er machte eine kraftlose halbe Wendung und bot den Anblick völliger Hilflosigkeit. Sie sah Tränen in seinen Augen.

Er stammelte. Es klang fast wie unterdrücktes Schluchzen „Fräulein . . . Wendhus . . ."

„Na, was denn? Reden Sie doch, Junge! Sie machen mich ja ganz ängstlich."

„Fräulein Wendhus . . . das . . . das kann doch — das muß ein Irrtum sein!"

Er hielt ihr die Karte hin. Sie nahm sie. Es war ein Jahresabonnement für die Oper!

„Sie Glückspilz! Und da freuen Sie sich nicht? Aber ein Heimlicher sind Sie auch! Da haben Sie anscheinend einen Gönner und verraten es mir nicht einmal! Wer ist es denn?"

„Fräulein Wendhus . . . Sie . . . Sie waren das!" Vergeblich schien er nach geeigneten Worten zu suchen, um ihr klarzumachen, daß niemand außer ihr etwas von seiner Sehnsucht wisse. Und daß nur sie die Spenderin des Abonnements sein könne!

Helga Wendhus lachte über seine krampfhaften Bemühungen und verbarg dahinter doch nur ihre eigene Verlegenheit und die Rührung über die aufwühlende Wirkung des Ereignisses auf ihn.

„Sie sind zu goldig, Richard. Seit heute morgen zerbreche ich mir den Kopf, wie ich es anfange, mit neun Mark bis zum Monatsende auszukommen . . . und nun trauen Sie ausgerechnet mir so etwas zu! Nein, mein lieber Junge, die Idee schlagen Sie sich nur aus dem Sinn. Ich bin arm wie eine Kirchenmaus und habe gar . . . aber auch gar kein Geld!"

„Aber es . . . weiß doch kein Mensch sonst!" zweifelte er noch immer.

„Es muß eben doch jemand wissen! Ich würde mir an Ihrer Stelle gar nicht den Kopf darüber zerbrechen, wer es geschickt haben könnte, sondern mich mit der Tatsache zufrieden geben und mich freuen!"

Mählich faßte das Begreifen Wurzel in ihm.

„Ich . . . ich freue mich ja auch . . . oh, Fräulein Wendhus, Sie wissen nicht, wie ich mich freue! Bedenken Sie doch nur — ein Abonnement! Ich kann's nur noch nicht glauben, daß so etwas möglich ist!"

„Sie sind ein komischer Mensch, Richard. Was ich in den Händen halte, glaube ich!"

Die Tür zum Privatkontor öffnete sich. Herr Wilsnack steckte sein Vollmondsgesicht heraus.

„Fräulein Wendhus, bitte, ich habe noch zwei dringende Briefe zu erledigen. Können Sie das noch tun?"

„Gewiß, Herr Wilsnack!"

Sie nahm Bleistift und Notizblock und ließ Richard Weghart allein mit seinem Abonnement. Ruhig nahm sie an der Seite des Schreibtisches Platz und sah erwartungsvoll den Chef an. Er pflegte ihr stets nur eine Anzahl Stichworte zu geben, aus denen sie dann die Briefe selbst formulierte.

Herr Wilsnack schien es aber gar nicht so eilig zu haben. Umständlich zündete er sich eine Zigarre an, stand auf und ging einige Male hin und her, als müsse er seine Gedanken sammeln.

Und auch jetzt überkam sie wieder ein seltsames Gefühl, wie so oft schon, wenn sie in diesem Raume saß, allein mit dem Manne, dessen Aussehen ihr von Tag zu Tag mehr Antipathie einflößte. Es kroch über sie hin wie mit den feuchtkalten, abscheulichen Füßen eines Molches und ließ ein Frösteln nach innen wachsen.

Unsicherheit, wie sie sonst nie einem Manne gegenüber empfand, bemächtigte sich ihrer. Ihr Verkehr mit allen ihren Bekannten hatte sich stets — je nach ihrer Stellung zueinander — im Rahmen einer gewissen sportlichen Kameradschaft oder in gesellschaftlichen Formen vollzogen.

Hier saß sie zum ersten Male vor einem Manne, bei dem beides nicht in Frage kam. Sie war eine einfache Angestellte . . . und war eine Vertreterin jenes Geschlechts, für das er, wie er einmal begehrlich schmatzend erklärte, eine „verzeihliche Schwäche" hatte.

Schon mehrmals hatte er zärtliche Annäherungsversuche gemacht . . . aber in solchen Augenblicken sah sie ihn an mit einem Blick, der ihm allen Mut nahm und ihn einen geduckten Rückzug antreten ließ bis zu „gelegenerer Zeit".

Trotz ihres geharnischten Blickes aber fühlte sich Helga ziemlich wehrlos diesem aufgeschwemmten Schürzenjäger gegenüber. Sie stand auf unbekanntem Terrain, suchte sich solchen Situationen zu entziehen und tröstete sich damit, daß es leidlich hübschen Büromädels vielleicht nun einmal nicht anders ginge. Wenigstens glaubte sie, etwas Ähnliches in einem Roman gelesen zu haben.

So lange es bei dieser reinen Anschwärmerei blieb, konnte sie wohl nichts dagegen tun, so unangenehm und ekelhaft es auch war.

Er ging noch immer hin und her. Seine wässerigen, ein wenig hervorquellenden Basedowaugen wandten sich ihr zu.

Weich und licht hoben sich die Umrisse ihrer schlanken Gestalt von der Helle des Fensters ab. Seine Blicke glitten über sie hin . . . dieser wundervoll gebogene weiße Nacken, und diese weißen schönen Arme!

Tag für Tag sah er das . . .

Seine Lippen schleckten sich gegenseitig ab.

Rasse war das! So etwas Vornehmes, hinter dem doch Temperament schlummerte. Er kannte das!

Wenn der Racker bloß nicht so verdammt stolz gewesen wäre! Hatte er endlich mal den Mut, eine kleine Attacke zu riskieren, dann sah sie ihn an, als wolle sie ihn fressen.

Seit Tagen schon zerbrach er sich den Kopf, wie er es am besten anfangen konnte, das Mädel zu ködern.

Donnerwetter ja! ganz so kratzbürstig, wie die vorige, würde sie doch wohl nicht sein! Einen Mund hatte sie . . . der schrie nach Küssen!

Und die Figur! Die Figur!

Viel zu schade fürs Büro.

Er blieb hinter ihr stehen, halb vorgebeugt, den feinen Duft ihres Haares einsaugend. Oder wars der Atem ihrer Haut? Dieser weißen, lockenden, verführerischen Haut?

Unbändige Versuchung, die köstlich geformte, wie mattes Perlmutter getönte Schulter zu küssen, überkam ihn. Wenn er nur wüßte, wie sie es aufnehmen würde!

Da drehte sie sich beinahe hastig um. Erfaßte den Wunsch in seinen Augen und zog die Schultern ein wenig zusammen.

„Ich warte auf Ihre Direktiven, Herr Wilsnack!"

„Ah so — ja — hm —"

Er zog an seiner Zigarre und plusterte die wulstigen Lippen auf. Setzte sich nieder.

„Ja — hm — also."

Sein Blick haftete an ihrer Hand. Dieser schmalen gepflegten Hand . . . in diesem Augenblick hätte er viel darum gegeben, wenigstens die küssen zu dürfen. Aber da war schon wieder dieser verfluchte Abwehrblitz der Augen . . . als habe sie ihn auf einem Verbrechen ertappt!

Seine fleischigen Hände tasteten unsicher über die Tischplatte.

„Was haben Sie für eine entzückende, weiche Hand!" sagte er schlürfend und versuchte schnell zuzufassen. Sie zog sie zurück und stand auf.

„Sie wollten mir zwei Briefe diktieren, Herr Wilsnack!"

Ganz kalt klang das. Und doch fühlte er ein leises Zittern in ihrer Stimme. War das nun Entrüstung oder — Angst?

„Ach, lassen Sie doch die Briefe jetzt! Die haben nun auch Zeit bis morgen. Warum sind Sie eigentlich immer so . . . so widerspenstig mir gegenüber, Fräulein Wendhus? Ich fresse Sie doch nicht . . . Sie gefallen mir und . . . ist denn das so schlimm?"

„Dann darf ich wohl gehen, Herr Wilsnack", war ihre kühle Antwort, in der verhaltene Erregung bebte. Ihr Gesicht war bleich, voller Abweisung. Der stolz in den Nacken zurückgelegte Kopf charakterisierte ihre ganze Haltung. Kaum merklich sich neigend, drehte sie sich auf dem Absatz und war schon an der Tür.

„Laufen Sie doch nicht gleich davon!" entrang es sich ihm halb verzweifelt. „Oder haben Sie Angst?"

Sie maß ihn mit einem Blick, der ihn eigentlich einfür allemal hätte kurieren müssen. Die Hand am Türgriff zitterte.

„Ich wüßte nicht, Herr Wilsnack, warum ich Angst haben sollte! Aber ich denke, . . . Sie sind der Chef, ich bin die Angestellte . . . Und in unserem Anstellungsvertrag steht nichts davon, daß ich verpflichtet bin, mir für hundertfünfzig Mark monatlich auch noch in so aufdringlicher Weise den — Hof machen zu lassen!"

Hinaus war sie. Unsanft flog die Tür hinter ihr ins Schloß.

Verdutzt starrte ihr Herr Wilsnack nach. Dann glitt plötzlich ein Lächeln über seine Züge.

Ah — so war das! Er verstand!

Das mit den hundertfünfzig Mark hatte sie glänzend gesagt! Hm — na ja, eigentlich ganz recht — wenn man so aufreizend hübsch ist, kann man schon einige Ansprüche stellen.

Herr Wilsnack hatte den Wink erfaßt und glaubte zu wissen, was er zu tun hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Mein neues Frühjahrskleid.

Gestern hab' ich mit der Schneiderin
Wegen eines neuen Kleids gesprochen.
Schnell zu wählen hatte ich im Sinn,
Denn der Lenz erscheint in ein paar Wochen.

Selbstverständlich blau. — Ich wollte bloß
Zwischen hell- und dunkelblau noch wählen;
Aber sie begann, — mein Schreck war groß, —
Jetzt die Untertöne aufzuzählen.

Lichtblau! Nachtblau! Auch Elektrischblau!
Sollt ich für Türkisblau mich entscheiden?
Kobaltblau! Pastellblau! Preußisch-Blau!
Himmelblau würd mich entschieden kleiden.

Königsblau? Vielleicht gar Kaiserblau?
Sollt ich etwa Veilchenblau doch nehmen?
Delfterblau? Das zarte Reynoldsblau?
Sollt ich mich zu Saphirblau bequemen?

Amethystblau? Ultramariniert,
Weil es blau wirkt und doch rötlich schimmert?
Nizzablau mit Azurblau garniert?
Soll es Eisblau sein, das grünlich flimmert?

Alle Töne klangen auf und ab.
Stundenlang hat sie mich noch gepeinigt . . .
Weil in deutschem Blau es gar nichts gab,
Haben wir uns dann auf Bleu geeinigt.

Puck.

Bauriegels Ring.

Von **Hans Natonek.**

Das Nachmittagsschläfchen war absolviert, es folgte somit, gutes Wetter vorausgesetzt, im unverrückbaren Programm der Sonntagsspaziergang. Das Kanapee knarrte, als sich der füllige Herr Ottfried Bauriegel erhob. Er war ausgeruht an Leib und Seele, zufrieden mit sich, Gott und der Welt.

Er dehnte sich und trat ans Fenster.

Die Prüfung der meteorologischen Lage hatte offenbar ein günstiges Ergebnis. „Nimmst du deinen Schirm, Emma? Ich nehme keinen", rief er ins Nebenzimmer.

„Nimm nur deinen Schirm mit, Ottfried, ich nehme meinen, so sicher ist das Wetter nicht". Die Debatte über die Beschirmung ging eine Weile hin und her. Aber Bauriegels Gedanken waren schon anderswo. Er fixierte sinnend und mit einem verliebten Blick das Vertiko und im Vertiko eine besondere Schublade.

„Heut' steck' ich ihn mal an!", erklärte er mit einer Festigkeit, die jeden Widerspruch ausschloß.

„Ach, laß ihn doch lieber zu Hause", sagte Frau Bauriegel, ohne besondere Betonung, „er ist da besser aufgehoben."

„Oho", lachte Bauriegel, „besser als an meinem Finger ist er nirgends aufgehoben. Übrigens muß ein solcher Stein von Zeit zu Zeit ans Licht, sonst wird er blind und welk." Er hatte einmal etwas derartiges über Brillanten gelesen, und während er den Ring mit einer geradezu sakralen Behutsamkeit über den Finger streifte und verliebt den Stein blitzen ließ, erging er sich — es geschah nicht zum erstenmal, in poetischen Vergleichen über das Sonnenbedürfnis eines so strahlenden Kristalls.

Der Stein war in der Tat außerordentlich und angetan, Aufsehen zu erregen, zumal an dieser Hand, um deren Knöchel die Röllchen schlappten. Man mochte ihn gut und gern auf fünf- bis fünfeinhalbtausend Mark schätzen. Er hatte ihn erst vor etwa einem Jahr von einem Onkel geerbt, der als Manager eines Riesenzirkus in Amerika viel Geld gemacht und bis auf den Brillantring so ziemlich alles vertan hatte.

Bauriegel war ein anderer Mensch geworden, seit er den Ring besaß. Der Brillant war das strahlende Zentralsystem, um das sein ganzes Leben kreiste. Er fühlte sich, seitdem er diesen Stein besaß und ihn dann und wann den neidvoll Erstaunten zeigen konnte, in seinem persönlichen Wert gesteigert. Bauriegel wurde innerlich praller, beruhigter, gelassener, die empfindliche Gereiztheit, die sich in kleinen Kollegenintrigen Luft machte, verschwand. Seine Begrüßung des Herrn Inspektors, der seiner Abteilung vorstand, wurde weniger devot, aber auch der Ton, mit dem jener ihm Anordnungen gab, wurde vertrauter, denn schließlich muß hinter einem Menschen, der einen solchen Ring besaß, allerlei stecken.

Aber es war nicht nur die Mehrung des Respekts, die süß und stärkend in Bauriegel einströmte, er genoß auch, der Genießer, immer von neuem all die Möglichkeiten, die ihm aus einem Erlös des Ringes erwuchsen. Im vergangenen Jahre präsentierte sich der Brillant als ein kleines Gut, dann wieder gaukelte der Ring als achtprozentiger, mündelsicherer Goldpfandbrief am Sonntagshimmel, verwandelte sich in ein Häuschen am Walde, ja sogar — Frau Bauriegel lächelte nur — in ein Auto, um zuletzt immer wieder als Notgroschen in Ehren umhätschelt zu werden.

Das Bauriegelsche Ehepaar hatte das neueröffnete Schützenhaus in Lindental als Ziel gewählt.

Die Familien-Portionskanne war geleert. Bauriegel zündete sich, förmlich aufgetrieben von Behagen, seinen Sonntagszigarillo an. Das eine Auge schielte nach dem Brand des Glimmstengels, das andere nach dem bewußten Finger, auf dem das brennende Streichholz erfahrungsgemäß gewisse schöne Lichtreflexe erzeugte, die ihn jeden Sonntag bei gleicher Gelegenheit erfreuten. Mitten im Anpaffen entfiel die Zigarre seinen klaffenden Lippen, die sich verfärbten. Sie fiel in seinen Schoß und versengte sein Beinkleid. Bauriegel beachtete es nicht. Das Streichholz brannte schon an seiner Haut. Bauriegel fühlte es nicht. Er starrte mit dem einen blöd schielenden Auge noch immer auf den Ring. In dem Ring war ein Loch, ein ausgezackter, gehöhlter Krater!

„Der Stein", schrie Frau Bauriegel halblaut und schnippste geistesgegenwärtig den Zigarillo von Ottfrieds Beinkleid in den Sand. Bauriegel aber schwieg; seine Erstarrung war beinahe wie ein Schlaganfall.

Frau Bauriegel hatte sich rasch gefaßt. „Wann hast du ihn zum letzten Male gesehen?" Keine Antwort. Er starrte in das schwarze Loch. „Ottfried!" sie schüttelte ihn am Arm. „Vielleicht liegt er irgendwo im Sand."

Sie begann zu suchen, mehr um ihn abzulenken und ihm den Halt einer Hoffnung zu geben, als weil sie selber hoffte. Das wirkte ein wenig. Mit hängender Unterlippe, den Mund noch immer halb geöffnet, wie ihn die Zigarre verlassen hatte, ließ sich Bauriegel auf allen Vieren nieder und scharrte im Sand. Umsonst.

Es war eine schreckliche Heimkehr. Die kleine Frau mußte den schlotternden Mann stützen. Die ganze Nacht stöhnte Bauriegel wie ein Schwerkranker. Grau und verfallen ging er am nächsten Morgen ins Amt. Auf halbem Wege kehrte er um und wankte heimwärts. Er konnte nicht. Der Brillant war ein Bestandteil seiner Seele, gleichsam ein Hauptorgan, ohne den Stein war man wert- und würdelos.

Frau Bauriegel zergrübelte sich den Kopf, wie der Mann wieder aufzurichten sei. Als er am dritten Tage wie ein Gebrochener aus dem Amte kam, sagte sie zu ihm: „Sieh mal, Ottfried, es war doch nur ein Stein, du weißt selbst, wir hätten ihn nie zu Geld gemacht, wozu auch, wir sind doch nicht darauf angewiesen, wir haben doch unsere Pension, und eines Tages, wenn wir nicht mehr sind, hätte ihn eine unserer Nichten geerbt. So ein Erbstück macht man nicht zu Geld, es ist da, um da zu sein, und wenn es nicht da ist, fehlt es eigentlich nicht."

Der Mann glotzte vor sich hin und sah nur das gezähnte Loch der leeren Fassung. Er hörte nur halb. Das Halbgehörte versuchte zu wirken. Es sammelte sich etwas wie Kraft in seiner Seele. Es dämmerte etwas, „Ach ja", gab er zu. Und stöhnte gleich wieder: „Aber er ist ja doch weg." Immerhin lernte Bauriegel zum ersten Male in seinem Leben einen inneren Kampf kennen. Er unterlag. Die gezähnte klaffende Höhlung, riesengroß, hatte ihn wieder.

Mit Philosophie, das fühlte Frau Bauriegel, war hier nichts zu machen. Aus ihrer Not und Angst um den Mann gebar sie einen Plan. Während ihr Mann im Büro planlos in Akten wühlte, lief sie mit dem steinlosen Ring zum größten Juwelier der Stadt. Sie erklärte ihm, was geschehen war. Ihr Mann sei nur noch ein halber Mensch, der Verlust ziehe ihn hinter sich her. Es gäbe nur eine Rettung, — zunächst nur eine Frage: ob der Juwelier einen Brillanten, passend für die verwaiste Fassung, habe. Gut, sehr gut, der Schliff stimme auch. Ein Vertrauensmann aus dem Geschäft möchte den Stein heute abend zu Sparkassensekretär Bauriegel bringen und sagen, er habe ihn auf dem Wege nach Lindenthal gefunden. Der „Finder" werde einen Finderlohn bekommen, den er auch behalten möge. „Dann werde ich", schloß Frau Bauriegel, „den Ring zu Ihnen bringen, und Sie werden nicht diesen echten Brillanten, sondern eine gute Nachahmung einsetzen. Es geht um die Rettung eines Menschen, bitte, bitte, tun Sie es!"

Der Juwelier war kein Unmensch und schmunzelte. Noch am gleichen Tage preßte Bauriegel seinen Brillanten, seinen herrlichen Brillanten stumm und selig vor Entzücken in der fiebernden Hand. Er konnte wieder nicht schlafen, aber diesmal vor Glück. Man trug am nächsten Tag den Ring und Stein zum Juwelier, damit er den Ring modern und sicher, sicher vor allem, fasse. Und dann, einen Tag später, war die Lücke, die klaffende Wunde in Bauriegels Herz geschlossen. Alle Welt gratulierte ihm zu dem unerhörten Glück. Ja, es gibt doch noch ehrliche Finder!

Bauriegel ist wieder straff und aufgefüllt wie je, im Gleichgewicht und auf sicheren Beinen, weiß er doch, was er hat; ein Häuschen am Walde, mündelsichere Goldpfandbriefe. Gott sei Dank, man hat es nicht nötig, den Schatz zu Geld zu machen, warum auch, man hat ja seine Pension. Wohl geborgen liegt der Ring im Schubkasten des Vertikos, der sogar ein Sicherheitsschloß bekommen hat. An Sonntagen, wenn das Ehepaar ausgeht, zwinkert der Mann vielsagend nach dem Möbelstück: Ob ich ihn anstecke? Ach was, ich laß ihn lieber zu Hause! Und er schreitet mit durchgedrücktem breitem Kreuz, der stattliche Mann, würdig wie ein Hausbesitzer, der er ja, im Geiste zumindest, wirklich ist.

Frau Bauriegel aber dankt an jedem Sonntag ihrem Schöpfer, daß der Mann damals, als er den echten Stein glückselig wieder an sein Herz preßte, nicht auf die Idee verfallen ist, ihn sofort zu Geld zu machen.

Die Konsequenzen wären furchtbar gewesen ... Und wenn sie zu ihrem um zwei Köpfe größeren Ottfried emporblickt, ist ein versonnenes Lächeln in ihren Augen. Dieser Mann — ach dieses Kind ...

Der Kanarienvogel.

Von **Sandor v. Hegedüs.**

Dammer begab sich nach vollbrachter Tagesarbeit wohlgemut nach Hause, setzte sich an den Tisch und begann, seiner Gewohnheit gemäß, zu pfeifen. Dieses Pfeifen meldete nämlich, daß er zu Hause sei, worauf er gewöhnlich ein Zwitschern zur Antwort erhielt. Hansi, sein geliebter Kanarienvogel, kam aus seinem offenstehenden Käfig herbeigeflogen, und während Dammer speiste, hüpfte das gelbe Vögelein vor ihm auf dem Tisch herum oder setzte sich auf seine Achsel, um dort geduldig auf den Mokka zu warten. Dammer tunkte da immer ein Stück Zucker in die Schale, nahm dann den Würfel zur Hälfte zwischen die Zähne, worauf Hansi an diesem Zucker pickte.

Das ging so Tag für Tag seit vielen Jahren, von dem Augenblick an, da Dammers Gattin den Vogel ins Haus gebracht hatte. Seither war wohl gar manches vorgefallen, die Frau hatte ihren Mann verlassen, der dann verwaist zurückblieb: aber der Kanarienvogel harrte bei ihm aus und so

war auch die Wohnung nicht ganz leer. Hansi wußte ihm mit seinem lieben Gezwitscher und seiner Munterkeit recht viel Freude zu bereiten. Deshalb gab Dammer seinem kleinen Gefährten immer das Zeichen, daß er daheim sei.

Aber diesmal blieb sein Pfiff unbeantwortet, kein Zwitschern ließ sich aus dem im Nebenzimmer befindlichen Käfig vernehmen. Es blieb still. Dammer pfiff noch ein-, zweimal, und als noch immer keine Antwort kam, unterbrach er das Essen und begab sich ins Nebenzimmer, um nachzusehen, was denn mit seinem Kanarienvogel los sei. Entsetzt blieb er stehen. Hansi hockte ganz zusamengekauert auf dem Boden des Käfigs. Dammer griff traurig nach seinem Liebling, nahm ihn in die Hand. Hansi war ganz gebrochen, pickte wohl einmal in die Hand seines Herrn, piepste leise, aber er zwitscherte nicht, flatterte nicht herum, seine Munterkeit war wie weggeblasen.

Dammer wurde ganz besorgt. Was mochte seinem treuen Gefährten zugestoßen sein? Er hielt das kleine Tierchen in der Hand, legte ihm ein Stück Watte unter und ging mit ihm im Zimmer auf und ab. Plötzlich eilte er zum Telephon, suchte die Adresse eines Tierarztes heraus, rief ihn an und bat ihn, schleunigst zu ihm zu kommen.

Mit riesiger Ungeduld erwartete er den Tierarzt und er konnte es nicht begreifen, wo dieser so lange bleiben mochte, wo er ihn doch gebeten hatte, sofort zu kommen. Endlich kam der Doktor.

„Ach, Herr Doktor, daß Sie nur schon da sind . . . . . Schauen Sie, was mag meinem armen Vogel fehlen?"

Der Arzt nahm den Vogel in die Hand, öffnete seinen Schnabel, prüfte die Schläge seines Herzchens und untersuchte das kleine Tier genau. Dann sprach er zu Dammer:

„Diese Vögel gehen alle so zugrunde. In ihrem Innern entstehen winzige Ausschläge und die Tiere verenden unter Schmerzen in ein bis zwei Tagen . . .!"

Dammer schrak erst bei den letzten Worten auf, als er begriff, daß ihm etwas Schreckliches bevorstehe, daß sein kleiner Freund zugrunde gehen und ihn hier allein zurücklassen sollte . . . Entsetzt klammerte er sich an die Hand des Arztes:

„Aber Herr Doktor, dieser Vogel darf nicht zugrunde gehen. Dieser Vogel muß am Leben bleiben, es ist undenkbar, daß ich ohne ihn sein solle . . . dieser Vogel, Herr . . . dieser Vogel füllt mein Leben aus, deshalb komme ich nach Hause, deshalb freue ich mich meines Heims, dieser Vogel ist alles, was mir vom Leben geblieben ist . . ."

„Mein Herr", versicherte der Arzt, „ich kann hier nicht helfen . . . Das ist schon so bei diesen Vögeln . . ."

Dammer drückte die Hand des Arztes noch fester und sprach noch eindringlicher:

„Aber Herr, Sie müssen doch begreifen, daß es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Vogel handelt, sondern um den großen Lebensabschnitt eines Menschen, für den dieser Vogel alles bedeutet . . . Wie stellen Sie es sich denn vor, daß ich heimkommen soll in diese Wohnung, wo Hansi nicht mehr ist, der mich erwartet . . . Er tröstete mich in einsamen Tagen, sein Zwitschern erfüllte das Zimmer, alles lebte, wenn er herumflatterte, ich war froh, wenn er sich mir auf die Schulter setzte. Ich fühlte, ich wußte, daß ich nicht allein stehe auf der Welt, daß es jemanden gibt, für den es sich zu leben lohnt, denn seine winzige Seele gehörte mir, und er lebte nur deshalb, um für mich zu zwitschern, mir eine Freude zu bereiten! . . . Und Sie wollen ihn mir jetzt nehmen!" Der Arzt wich betroffen zurück:

„Ich, mein Herr? . . . Das Schicksal, das Verhängnis, der Weg alles Irdischen!"

„Aber Sie sind doch dazu da", rief Dammer, „um durch die Macht der Wissenschaft die Grausamkeit des Verhängnisses abzuwenden! Sie müssen alles daransetzen, daß dieser Vogel wieder gesund werde!"

„Die Wirkungskraft unserer Wissenschaft ist begrenzt", gab der Arzt zurück.

„Nein, nein, das darf nicht sein . . . Dann wäre ja alles zu Ende! Ich könnte nicht mehr nach Hause kommen, ich hätte nicht, an wen zu denken, nicht, wohin zu gehen . . . die ganze Welt wäre für mich leer . . . . ich würde mich verlassen, verwaist fühlen, wie ein Mensch, dem das Leben schon ganz zwecklos erscheint."

„Trösten Sie sich . . . Unser aller Leben ist mehr oder weniger — zwecklos. Nur die Illusion ist es, die einem das Leben als etwas sehr Wertvolles erscheinen läßt."

Der Arzt legte den kranken Vogel zurück in Dammers Hand und ging. Dammer aber setzte sich in einen Lehnstuhl, streichelte zärtlich seinen leidenden gefiederten Freund und sprach zu ihm:

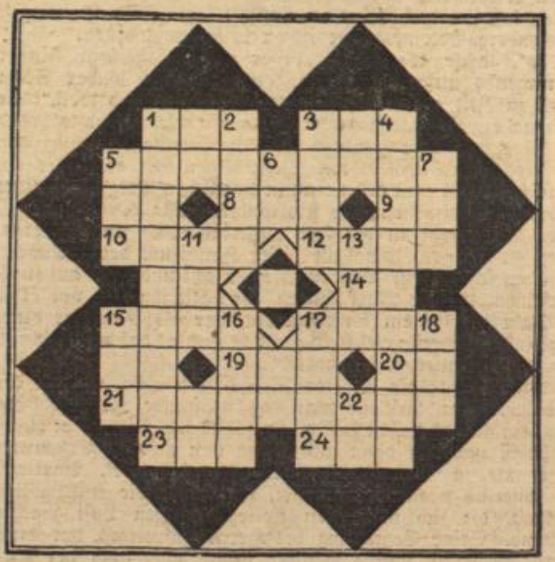
„Nicht wahr, wir werden wieder gesund werden und dann wird wieder alles gut sein! Wir trinken unseren Mokka, der wird uns ein wenig erfrischen!"

Aber dem kranken Vogel half auch der Kaffee nichts. Er saß dort, den Kopf tief eingezogen, nur seine schwarzen Augen leuchteten Dammer zu. Aber plötzlich wurden sie von einer weißen Netzhaut überzogen, der Kopf sank zur Seite, — der Vogel hatte ausgelitten.

Dammer wurde fast starr vor Entsetzen, er rief: „Hansi! Hansi!" Doch vergebens! Der Vogel blieb unbeweglich, — tot!

Da brach aus Dammer der Schmerz hervor, er erinnerte sich seines verflossenen Lebens, seiner verschmähten Liebe, seines grenzenlosen Leides; seine Augen füllten sich mit Tränen und er sank laut aufschluchzend über den leblosen kleinen Körper, als hätte er erst jetzt den teuersten Schatz seines Lebens verloren und besäße nun schon niemanden, aber schon gar niemanden mehr auf Erden.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Orientalische Kopfbedeckung. 3. Göttin in Märchen. 5. Fleischspeise. 8. Göttin der Morgenröte. 9. Fluß in Oberitalien. 10. Bodenerhebung. 12. Entlohnung. 14. Konjunktion. 15. Waldgeist. 17. Sibirischer Strom. 19. Stadt in Belgien. 20. Feldmaß. 21. Stern. 23. Portugiesische Besitzung in Vorderindien. 24. Nordische Gottheit. — Von oben nach unten: 1. Jahreszeit. 2. Schmaler Fußweg. 3. Teil des Beines. 4. Ebener Platz. 5. Rennschlitten. 6. Fragepartikel. 7. Lebensende. 11. Küstenstrich in Marokko. 13. Gedicht. 15. Stammutter. 16. Biblisches Buch. 17. Buddhistischer Mönch. 18. Papagei. 22. Tonstufe.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 82: Von oben nach unten: 1. Hotel. 2. Arena. 4. Ar. 5. Orpheus. 6. Notlage. 8. Arm. 9. Sei. 13. Idee. 14. Lupe. — Von links nach rechts: 1. Ha. 3. Nora. 5. Ostern. 7. Palast. 10. Ohr. 11. Elf. 12. Emilia. 15. Du. 16. Steppe.

Wußten Sie das schon?

Der Ausdruck „Das wird ein Fiasko" hat einen ganz eigentümlichen Ursprung. Fiasko ist ein italienisches Wort, das Flasche bedeutet. Wenn die italienischen Glasbläser einen Fehler in der Glasmasse entdecken, die sie aufblasen wollen, formen sie meist eine Flasche aus der Masse. „Das wird ein Fiasko" bezieht sich also auf die Glasmasse, die nur zu etwas Minderwertigem wurde und ihren eigentlichen Zweck verfehlte.

*

Der Cullinan-Diamant, der heute zu den britischen Kronjuwelen gehört, war der größte, der je gefunden wurde, und zwar wog er nicht weniger als einunddreiviertel Pfund. Er ist dann später in mehrere Steine geschnitten worden.

*

Die meisten Unfälle in Fabriken ereignen sich am Montagmorgen. Alle anderen Wochentage sind weniger gefahrvoll.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.